

Kämpfer der Scholle

Kämpfer der Scholle

Von Anna Rahjer

(Fortsetzung)

Ita, warum weichen Sie mir aus? Glauben Sie, ich wüßte nicht, was hier los ist. Und ahnen Sie nicht, weshalb der Friedenauer keine Rast und Ruhe hat in diesen Tagen?"

Sie wich seinem Blicke aus und sah unruhig hinüber zum Schlosse, zu Felix Fenstern. Das sah er. Es gab ihm einen Stich.

"Ita!" Er hatte sie noch nie so beim Namen genannt. — „Sagen Sie mir an Eidesstatt — ich habe ein Recht darauf. — Stehe ich zwischen ihm und Ihnen? Ich muß es wissen.“

Jetzt hörte sie es erst am leidenschaftlichen Tone seiner Stimme und sah es in seinen unruhigen Augen, was er seit gestern durchgekämpft hatte.

„Felix tut mir bitterleid“, sprach sie leise.

„Noch ist es Zeit, Ita.“ Er blieb stehen. „Vielleicht war es gut, daß ich noch nicht aussprach, wenigstens nicht mit Worten, was Sie mir sind. Aber jetzt wußt haben wir's doch beide. Sie sind noch frei, als hätten wir uns beide nie gesehen. Wohin ihr Herz Sie zieht, nur dahin sollen Sie gehen.“

Da sah sie ihn an, nur mit einem einzigen Blicke. Und aus seinem Herzen brach ein Jubelruf:

„Ita! Ita!“

„Still“, wehrte sie und schaute wieder zum Schloß hinüber.

„Ich verstehe Dich“, gab er leise zurück. „Aber einmal mußt Du es mir sagen, daß Du mich lieb hast, — so lieb, wie ich Dich.“

„Ach, Wolf, — viel, viel lieber. Aber geh jetzt. Komm Sonntag wieder. Wir müssen ihn zusammen lieb haben. Er verdient es. Und weil wir ihn lieb haben, laß uns heute dieses Opfer bringen und heimgehen.“

Ihre Stimme zitterte. Aber er wußte, daß er auf Felix von Wendtburg nicht eifersüchtig sein brauchte. Er kannte Ita. Und es kam ihm auch eine Ahnung, was Felix fühlen mochte.

„Aber warum soll ich erst Sonntag kommen?“ fragte er.

„Weil ich die Woche nicht daheim bin“, gab sie unsicher zurück.

„Wieder nicht daheim! Rind!“

„Also bis Sonntag!“

Er wollte sie halten, aber sie riß sich los und war fort.

Sie hatten es nicht bemerkt, wie in der Lannengruppe am Weiher ein

Mann als unfreiwilliger Lauscher auf einer Bank gesessen hatte, den Kopf tief in die Hände vergraben. Er blieb auch sitzen, als alles wieder still war.

Er saß noch da zur Mitternacht.

Ita fand keine Ruhe. Die Uhr schlug zwei und sie wachte immer noch. Sie beschloß, schon mit dem Frühzuge zu fahren, um Felix nicht wieder zu begegnen. Auch, um nicht mit Sekretär Brun zusammenzutreffen.

Es war noch dämmrig, da erhob sie sich und ging lautlos nebenan zur Mutter, um Abschied zu nehmen. Sie drückte einen Kuß auf ihre Stirn, gab der alten Marie Bescheid und huschte heimlich durch die seitliche Gartenpforte, um ungeesehen die Schloßallee und den Bahnhof zu gewinnen.

Schweremütig rauschten die Schloß Linden im Morgenwinde, warfen dem traurigen Grafenkinde einen Regen lichter Blüten auf seinen Weg. Ita blieb stehen und sah hinauf ins Geäst des alten Baumes.

„Linde, Du traute, Du darfst hierbleiben. Ich muß fort!“ Nie war ihr der Abschied so schwer geworden.

„Mußt nicht fort, Ita von Wendtburg!“

Felix stand neben ihr im Reiseanzug. Sie sah ihn betroffen an. Hatte er dieselbe Absicht gehabt, wie sie?

„Felix! Wohin willst Du so frühe?“

„Ich könnte dich dasselbe fragen, Cousine.“

„Ich habe in der Stadt zu tun und möchte den Frühzug benützen, um rechtzeitig dort zu sein, wick sie aus.“

Er sah sie ungläubig an.

„Wenn Du zum Bahnhof willst, haben wir den gleichen Weg. Also —“

„Felix, warum willst Du fort? Du weißt doch, wie lieb Du uns bist und...“

„Laß das. Es ist nun vorüber“, wehrte er fast schroff.

„Was hast Du vor? Ich werde keine Stunde Ruhe haben, wenn Du es mir nicht sagst.“

„Nun, ich gehe wieder hin, von woher ich kam. Wo es dunkel ist, werde ich am wenigsten das Licht vermissen. Je dunkler, desto besser.“

„Bin ich es, die Dich fortreibt?“ preßte sie heraus und ihre Stimme wollte versagen.

Er schwieg, und ging, den Blick düster gesenkt, neben ihr die Allee hinab. Es war ihm unmöglich, die Augen über das

teure Heimatbild schweifen zu lassen. Blind und taub in die Verbannung gehen, das war das Beste.

Sie kamen schweigend an der Grenze des Wendtburger Gebietes an. Eine Votivkapelle stand hier im Schatten alter Linden, die sich im Geviert um die Kapelle und einen freien Rasenplatz hingen. Graf Ludwig von Wendtburg, ihr beider Ahnherr, hatte aus dem Sarazenenkampfe zurückgekehrt, die Kapelle



Sie kamen an der Grenze des Wendtburger Gebietes an . . .

erbaut zum Danke für glückliche Heimkehr und für den Sohn und Erben, den die fromme Hildetrant, seine Gattin, ihm geschenkt.

Hier blieb Ita stehen und sah Felix flehend an.

„Ich beschwöre Dich, Felix, bleib hier. Wenn du es nicht meinetwegen tust, so bleib der Mutter wegen. Und“ — in ihren Augen ging es wieder auf wie am Tage vorher, in übermächtigem Willen zum Entsagen. „Vielleicht lerne ich Dich noch lieben, wenn . . .“

Er wehrte so heftig ab, daß sie erschraf. „Ich habe es nicht gewußt, dachte, Du hättest die kleine Ita in der weiten Welt längst vergessen. Sie war ja arm geworden. Dir aber standen alle Tore offen. Die besten Töchter des Landes . . .“

„Sprich's nicht aus. Es ist ja alles

meine Schuld. Ich verdiene es nicht besser.“

Er sah, wie sie litt. Sie tat ihm leid. Mit ernstem Lächeln nahm er ihre Hand und sagte wieder: „Still, kleine Ita! Sollst Deinen Wolf behalten! Werdet glücklich!“

„Du weißt . . .“

„Ich weiß. Müßt mir nur die Wendtburg gut verwahren. Vielleicht, daß einmal ein alter, müder Wandersmann des Weges kommt, zu kurzer oder ganz langer Rast auf der Vaterscholle. Aber das hat noch gute Weile. Unterdes wird die kleine Ita einen Silberscheitel haben und ein neues Geschlecht wird hier oben unter den Linden wohnen.“

Sie sah ihn erst verständnislos an. Dann, als sie begriff, weinte sie schmerzlich auf.

„Felix, warum bist Du so grausam?“

„Eines nur noch, Ita, ehe ich gehe: Was willst Du in der Stadt?“

Dunkle Glut stieg ihr bis zur Stirn. Sie seufzte und wandte sich ab.

„Ita, es ist meine letzte Bitte. Willst Du mir sie versagen?“

„Soll ich Dir wehe tun?“

„Ich muß es wissen.“ Sie kämpfte mit sich. „Ich kann es Dir nicht sagen.“

Soll ich mit einem Zweifel von Dir gehen? Mit einem Stachel, den nur Du mir aus dem Herzen nehmen kannst?“

Da flammte eine jähe Glut in ihrer Stirn auf. Mit bebenden Fingern zog sie eine Karte aus der Handtasche, schrieb ein paar Worte darauf und gab sie ihm.

„Ita, Hildegunde von Wendtburg, Kontoristin bei Lintorf und Söhne“ las er und wurde bleich und stöhnte hart auf: „Gott im Himmel, das ist Wahrheit?“

„Weshalb hast Du gefragt? Ich mußte es sagen, weil ich Deinen Zweifel nicht ertrug.“

„Kind, geh heim! Unverzüglich gehe heim zu Deiner Mutter! Keinen Augenblick länger sollst Du meine Selbstsucht büßen.“

„Beruhige Dich, Felix, es geht nicht. Was sollte mein Prinzipal sagen, wenn ich ihm so Knall und Fall davonliefe?“

„Eine Komtesse von Wendtburg hat keinen Prinzipal. Mit dem Herrn werde ich verhandeln.“ Herrisch blühte es auf in seinen Augen.

„Sei vernünftig, Felix. Geschadet hat

mir die ehrliche Arbeit nicht. Im Gegenteil! Neben andern Vorzügen schlug sie mir eine Brücke zur schwerarbeitenden Mittwelt. Und ich war es nicht allein, die die Zeit in den Alltag trieb.“

„So versprich mir, mit knappster Frist zu kündigen.“

Sie nickte, um ihn zufrieden zu stellen.

„Und das letzte: Gelobe mir, Ita, daß Du später wenigstens zwei Monate in jedem Jahre auf der Wendtburg verleben willst.“

„Auf der Wendtburg? Aber, Felix, sie ist doch Dein Eigentum.“

„Dem Buchstaben nach. Und nur so lange, bis ein junger Wendtburger mich ablöst.“

„Bis ein junger Wendtburg-Frieden-au mich ablöst“, sagte er langsam noch einmal und sein Blick ging in die Ferne, wo am Horizont ein verheißendes Goldleuchten einen neuen Tag und eine neue Sonne ankündigte. Es war, als hätte er vergessen, daß Ita noch bei ihm war.

Sie verstand ihn endlich. Eine Glutwelle ging über ihr Gesicht.

„Felix, warum tust Du, als gehörtest Du nicht mehr unter die Lebenden. Und es gehört doch noch ganz Dir, das Leben.“

„Leb wohl, kleine Ita, und vergiß Deinen Bruder nicht!“

Eine Ahnung ging ihr im Schrecken durch den Sinn.

„Du kommst nicht wieder! Ich sehe es Dir an!“ rief sie.

„Wenn ein müder Pilger einmal kommen wird zum Hause Deiner Väter . . . Ich sagte es Dir doch . . .“

„Und so willst Du gehen?“

Da wandte er sich noch einmal um.

„Ita, weißt Du noch, als Du in der Literaturstunde bei Fräulein Hartlein einmal über einen Vogelfreien weintest, — über den Falken vom Habichtshofe? Wie hieß es noch?“

„Ich weiß es nicht. Ich will es nicht wissen.“

„So will ich es Dir sagen: Laß mich gehen! — Von Hof und Heimat — blieb mir heut am Scheidetage — nichts als eine Hand voll Erde, — die ich auf dem Herzen trage . . .“ — „Sieh hier, kleine Ita, ein wenig mehr blieb dem letzten Wendtburger doch.“ — Er griff in die Brusttasche und zog ein Medaillon in Kreuzform heraus. Ita hatte es ihm an seinem Firmungstage geschenkt. „Sieh, das war mein Kleinod, mein Schutzgeist allerwegen, auf allen Fahrten in Krieg und Frieden. Und soll es bleiben. Sollte es einmal, eher als wir beide denken, zu Dir zurückkehren, dann sei es Dir ein Zeichen, daß der Letzte der Wendtburger,

vielleicht der ruheloseste, endlich Ruhe gefunden hat. Du bete dann ein Nimmens für seine Seele. Und nun lebe wohl, Ita von der Wendtburg!“

Ein letzter Blick in ihr marmorweißes Gesicht, ein letztes Straffen, um sie nicht im letzten Augenblick ein einzigmal an sich zu reißen — und er war in dem Waldpfad, der nach entgegengesetzter Richtung abbog, verschwunden, ehe Ita ein Wort über die zuckenden Lippen bringen konnte.

Sie stand an die graue Kapellenwand gelehnt und sah ihm nach, unfähig, sich zu rühren. Erst, als seine hohe Gestalt am Waldrand noch einmal auftauchte, streckte sie beide Arme ihm nach und rief flehend: „Felix! Felix!“

Er sah sich nicht um.

Dann nahm der Eichenforst ihn auf und sie sah nichts mehr.

Sie strich sich über die Stirn, um sich zu besinnen, ob sie träumte, oder ob es wirklich wahr sei, daß ein Lebensschicksal in unsäbbarer Tragik an ihr vorübergegangen sei in erster Morgenfrühe.

Sie wußte, dieses Geschick würde in seiner ergreifenden Trauer immer als Schatten auf ihrem Wege liegen.

Sie hatte alles, Heimat und Zeitennot vergessen. Auch das Privatkontor von Lintorf und Söhne.

Schwindelnd sank sie auf die alte Lindenbank. Längst war der Frühzug unten durchs Tal gegangen. Sie kam erst wieder zum klaren Denken, als auch der zweite, mit dem sie sonst fuhr, aus der Ferne Signal gab. Da schrak sie zusammen und eilte wie gehezt den Berg hinab. Als sie auf den Bahnsteig trat, fuhr er gerade ab und sie mußte warten bis zehn Uhr. Zum erstenmale kam sie zu spät zum Dienst.

Sekretär Brun schaute groß auf, als sie müde und blaß und ganz verändert hereinkam. Er sah den fremden Blick, und daß sie besonderes erlebt haben mußte. Er stellte in seiner Rücksicht den ganzen Tag keinerlei Fragen.

Auch der Chef war befremdet von Fräulein Wendts merkwürdigem Wesen. Aber er kannte sie zu gut, um ein Geheimnis, wenn sie eines haben sollte, nicht taktvoll zu respektieren. Er wehrte lächelnd ab, als sie mit unsicherer Stimme sich entschuldigen wollte.

Ganz überraschend kam ihm nach Dienstschluß ihre Kündigung.

„Sie wollen fort, Fräulein Wendt? Ob schon mir jede Einmischung in Ihre Angelegenheiten fern liegt, möchte ich doch gerne erfahren, ob vielleicht Unzufriedenheit, die auf die Verhältnisse hier, oder auf mich selber zurückzuführen

ren wären, Anlaß zu ihrem Fortgehen sind.“

„Nein, nein, Herr Lintorf. Es sind Rücksichten rein privater, familiärer Natur. Meine Mutter . . . ist ganz allein und in letzter Zeit nicht recht wohl. Die Verhältnisse zwingen mich.“

„Es tut mir ungemein leid, Sie zu verlieren. Vielleicht ist die Unmöglichkeit zu bleiben, nur vorübergehend. Zu jeder Zeit und unter jeder Bedingung steht mein Haus Ihnen wieder offen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Lintorf. Auch für Ihr schönes Entgegenkommen und Ihre Güte vom ersten Tage meines Hierseins an,“ entgegnete sie warm.

Sie reichte ihm die Hand und er hielt sie länger als es sonst seine Art war, in der seinen.

Lintorf, der reiche Handelsherr und passionierte Junggeselle, begriff sich selber nicht, warum es ihm schwer wurde, diese kleine Hand loszulassen. Was waren ihm die Frauen gewesen in seinem Leben, das ganz der Arbeit gehörte, in seinem glänzenden Aufstieg, der ihn immer mehr von der breiten Masse isolierte? Lächelnd, überlegen sah er sie wie bunte Schmetterlinge an sich vorüberflattern. Oder berechnend, kokettierend um den Platz in seinem Hause und Herzen werben, den nur die beste, edelste, — oder keine einnehmen würde. Vielleicht war im breiten Strom auch diese gewesen, aber er war ihr nicht begegnet. Da war er einsam geblieben und hatte die Frauen vergessen.

Bis dieses eigenartige Menschenkind in sein Privatkontor gekommen war, wie ein Wesen aus einer fremden Idealwelt. Da merkte Lintorf mit einemale, daß er allein, daß er einsam war. Daß er zu frieren begann in seinem prächtigen Hause, daß seinem Leben das Beste fehlte. Ein Geheimnis vermutete er längst bei Fräulein Wendt, ein Geheimnis, das ihre Herkunft betraf. Er hatte es nicht ergründen können, sich auch keinerlei Mühe gegeben. Es dünkte ihm taktlos. Ihr Gesicht, ihr Blick, ihr Wesen war ihm Bürgschaft für ihre Ehrenhaftigkeit. Das sonst so kalte Kontor mit den kahlen Wänden und Zahlen und Akten war ihm seit langem lieber und beseelter, als seine glänzenden Räume draußen vor der Stadt. Immer wieder ertappte er sich bei dem Gedanken, ob es nicht möglich sei, das heimelige Warme, Geist- und Seelenvolle hier aus diesem nüchternen Alltag mit sich zu nehmen in sein Heim.

Diese Stunde nun, da Fräulein Wendt vor ihm stand, ihren Kontrakt in der Hand, schien ihm der Schlußakt von einem Geschehen, das noch nicht ein-

mal begonnen hatte. Er wußte es. Und schalt sich selbst einen Toren, daß es ihm so unbegreiflich schwer wurde, die kleine Hand Rita Wendts loszulassen.

„Alles Gute, Fräulein Wendt,“ sagte er kurz und mühte sich, den sachlichen Ton zu wahren. „Wenn es drängt, mögen Sie nur gleich aufhören. Ich meine, wenn ihre Frau Mutter . . .“

„Ich danke Ihnen, Herr Lintorf, aber ich möchte meine Frist einhalten.“

Eine Verbeugung — wie er sie sonst nur hatte gegen Damen seiner Kreise, ein leichtes Kopfschütteln und die Tür fiel hinter dem Chef zu. In den nächsten vierzehn Tagen kam er nicht wieder ins Kontor. Es hieß, er sei auf Geschäftsreisen gegangen.

Das war eine stille Woche im Kontor. Auch Sekretär Brun war betroffen von Rita Wendts Kündigung. Es war eine große Apathie in sein Wesen und Arbeiten gekommen. Ein fremder Ton war zwischen ihm und seiner Gehilfin, sie wußten nicht, weshalb. Beide atmeten auf, als der Samstag kam.

Brun fuhr schon früher. Er hätte daheim noch dringend zu tun, sagte er ihr.

Noch nie war Ita so bekümmert den Schloßberg hinaufgestiegen, als an diesem Samstag. Sie vermied den Weg an der Kapelle vorbei, ging wieder den Pfad durch die Felsen. Als sie heimkam, ging sie erst auf ihr Zimmer, um ein wenig zu ruhen und sich zu sammeln, ehe sie der Mutter entgegentrat.

Als sie dann herunter kam, reichte ihr die Mutter nach einer kurzen, wehmütigen Begrüßung ein großes, amtliches Schreiben. Sie nahm es und las und legte es wieder hin. Sie setzte sich stumm zu der Mutter in die Sofaecke. Sie hatte ein Gefühl, als müsse Felix's Großmut sie erdrücken und ihr jedes Recht auf ein Glück ohne ihn nehmen.

Die Gräfin sah, wie Tränen durch ihre Hände sickerten.

„Nun sag selbst, gib's einen zweiten Menschen, wie Felix?“

„Ich hab's aber nicht gewußt, Mutter!“ rief sie schmerzlich. „Hätte ich Wolf nie gesehen! Nun kann ich nicht mehr! Und — glaube mir, Mutter, Wolf würde ebenso handeln. Denk an diese drei letzten bitteren Jahre.“

„Ja, er hätte es auch getan,“ sagte die Gräfin resigniert.

„Kann, kann ich dies denn annehmen? Wovon will denn Felix selber leben, wenn nun alle Einkünfte der Wendtburger Herrschaft in unsere Hände fließen?“

„Er hat ja noch Wendtburg-Ehrens-
fels,“ sein Stammhaus. Wie ich Felix

kenne, wird er nicht viel für sich nötig haben."

"Wir sollen hier auf seinem Erbe in Wohlsein leben, während er heimatlos in der Welt herumirrt?" sagte Ita leise und ihre Stimme zitterte vor Weh.

"Möge Gott ihm Heimkehr schenken!" Die Gräfin seufzte und faltete die Hände.

Die beiden Frauen saßen noch schweigend, als der müde Tag versank und die Dämmerung über die Menschenwelt kam. Da gingen sie zur Ruhe.

Ita stand noch lange an ihrem Fenster und sah hinaus in die Weite, wo die schwermütigen Silhouetten der Berge gegen den Nachthimmel kauerten, wie klaglos-stumme Menschen-geschichte. Wie heimatlose Wanderer zogen die Wolken. Aus dem Sch. ostreich kamen die melancholischen Rufe der Unken. Die Zypressen über der Ahnen-gruft, die schon so manches Wendtburger Blut zur Ruhe gerufen, und den langen Schlaf von Generationen beschirmten, wehten beruhigend herüber zu dem jungen Grafen-kinde, auf dessen zarten Schul-tern die ganze Hoffnung und Last ihres Geschlechtes lag.

"All ihr Engel, ihr der reichen Himmelsburgen Ingesinde, wo er irre, wo er ringe, wo er sei, o seid ihm lide!" ging ein Dichter-gebet fast unbewußt aus ihrem Herzen, in tiefem Sorgen um einen Fernen, Heimat-

losen . . .

Acht Tage später nahm Ita Abschied vom Kontor Lintorf und Söhne. Sie reichte Sekretär Brun die Hand und sprach ihm in warmen Worten ihren Dank aus für sein Entgegenkommen und seine freundliche Kameradschaft. Sie wunderte sich, wie müde, ja gealtert er aussah. Er tat ihr leid, da sie längst ahnte, daß auch er in einem ungewohnten Joch sein Brot verdiente.

Seine Stimme war unsicher, als er ihr das Beste für Ihre Zukunft wünschte. Sie fühlten beide, es war ein Geheimnis zwischen ihnen.

"Vielleicht begegnen wir uns doch noch einmal im Leben, Herr Brun," sagte Ita Wendt lächelnd. "Die Welt ist ja so klein und der Möglichkeiten ja so viele."

"Es sollte mich freuen. Aber wer sollte sich um den alten von Brun . . ."

Er erschrak vor sich selber und wandte

sich hastig ab. Es war doch weit gekommen, daß er sich in letzter Stunde fast noch verriet. Schöne Geschichte, wenn die Kleine erführe, welchem Kuriosum sie monatelang gegenüber gesessen hatte.

Ein leichtes Verneigen, ein lächelndes Zucken und Ita war draußen. Ihren Chef hatte sie nicht wiedergesehen.

Mit geflügeltem Schritt eilte sie zum letztenmal über den Kurfürstendamm. Sie hatte das Gefühl, als käme sie von



. . . als Fräulein Wendt vor ihm stand, den Kontrakt in der Hand . . .

einer weiten Reise aus fremden Lande, in dem ihr zweites Ich wie in einem Traum gelebt hatte und nun der Heimat zurückgegeben würde.

In der frohen Eile nach Hause zu kommen, merkte sie nicht, daß ihr ein Herr vom Handelshause Lintorf gefolgt war. Auf einen gedämpften Anruf in der stillen Klarissenstraße wandte sie sich erschrocken um. Ein Schwindel überkam sie. Sie konnte sich nicht von der Stelle rühren.

"Wolf!" stammelte sie und wurde blaß bis in die Lippen.

Er kam auf sie zu, reichte ihr die Hand und sah sie in tiefem Wissen an. Schweigend gingen sie zusammen zum Bahnhof. Er nahm ein Abteil zweiter Klasse. Sie blieben allein. Erst als der Zug sich in Bewegung setzte, setzte er sich ihr gegenüber und nahm ihre Hand.

"Ita!"

Sie wich seinem Blick aus und suchte ihre Hand zu befreien. Sie hatte in seinen Augen gelesen, daß er — die Kontoristin von Lintorf und Söhne kannte.

„Sag mir nur gleich, daß Du es weißt . . .“ stammelte sie unsicher.

„Was weißt? Daß mein Mädchen ein tapferer mutiger Mensch ist? Daß meine Ita die ganzen Wochen verreist war und draußen in bewundernswerter Weise ums tägliche Brot rang? Ja, liebes Kind, das weiß ich — endlich! Aber auch das weiß ich, daß Ita von Wendtburg ein stolzes Seelchen ist und so gar kein Vertrauen zu dem alten Freunde ihres Hauses hat. Warum nicht? Sag es mir.“

„Wie hast Du es erfahren? Kein Mensch wußte doch darum, als Mutter und unsere alte Marie. Und sie sind verschwiegen.“

„Glaubst Du denn, Kind, der Wolf ließe sich von einem zum andernmal mit dem artigen Bescheid abspeisen: „Die ganze Woche verreist.“ Da müßte er nicht der Friedenauer sein. Ergo, er weiß es!“

„Und nun?“

„Hat Rita Wendt ihren Platz in Lintorfs Privatkontor abgeessen, gelt? Du siehst der von der Friedenau weiß alles, und hat keine Lust, noch sehr lange auf sein kleines Frauchen zu warten.“

„Trotz Kontoristin? Was sagen die Friedenauer Ahnen dazu?“

Sie hatte ihre Angst schon vergessen und lächelte ihn unter Tränen an. Dieser Blick voll Liebe und Hingebung sagte Wolf von Friedenau, daß all seine Angst und Pein der letzten Zeit umsonst gewesen sei und daß er mit Ruhe an Felix von Wendtburg denken dürfe.

Auf der nächsten Station stieg ein Reisender hinzu und sie brachen ihre Unterhaltung ab. An Station Wendtburg bat Ita den Freiherrn, sie allein heimgehen zu lassen und am andern Tage in aller Form um sie zu werben.

Er war damit zufrieden und mit einem Händedruck schieden sie. —

Sekretär Brun saß noch untätig an seinem Pult, als Rita Wendt längst das Kontor verlassen hatte. Er fühlte sich müde, wie nie in seinem Leben. Und einsam. Und er hatte doch gedacht, daß er garnicht mehr einsamer werden könne. Er fühlte, daß er doch schon sehr alt sei, — einundsechzig. In letzter Zeit hatte er es vergessen. Das kam wohl, weil seine Augen stets Rita Wendts muntere Jugend um sich gesehen hatten.

Er gab sich einen Ruck und begann zu arbeiten. Aber immer wieder gähnte ihn

das leere Pult an der anderen Seite an. Er stand auf und rückte sein Pult herum. So sah er nur kahle Wände und tote Zahlen. Aber sie taten ihm nicht weh.

Als er am Samstag Abend heimkam, lag ein goldumrandetes Kärtchen auf seinem Schreibtisch.

„Ita, Hildegunde von Wendtburg, Karl Wolfgang von Friedenau zeigen ihre Verlobung an.“

Auf der Rückseite:

„Samstag Nachmittag Ritt zur Wendtburg. Fünf Uhr ab Friedenau. Pardon wird nicht gegeben. Dein alter Wolf.“

„Ei, mein schlaues Wölschen hat sich das Lämmchen geholt,“ brummte er schmunzelnd. „Darum das große Interesse für die Wendtburger. Da müssen wir uns mal orientieren. Wäre nur erst Samstag!“

Aber erst kamen noch sechs graue, endlose Werkstage, die dem Sekretär von Lintorf wie Schnecken dahinfrohen.

Endlich aber war doch der Samstag da. Brunneck hätte einen Taucher tun mögen, als er nach langer Zeit einmal wieder einen Sattel unter sich hatte. Mit hungrigen Zügen atmete er die freie Luft der Hochwelt. Lintorfs Handelshaus und sein Kontor waren in Nebel versunken. Ein heftiger Wunsch durchfuhr ihn, daß der alte Sekretär Brun, der dort unter staubigen Akten und kalten Zahlen seinen Alltagschlaf schlief, nie mehr erwachen möge.

„Liebst Du Deine Braut?“ fragte er den Freund, als die Wendtburg vor ihnen auftauchte.

„Warte noch eine halbe Stunde, sieh Ita, und Du hast die Antwort!“

„Ich wünsche Dir Glück! Und ein warmes Heim! Noch ist es Zeit!“

Friedenau sah ihn von der Seite an. Himmel nochmal! Wie war der arme Kerl verfallen! Keine Strammheit, keine Haltung mehr. Aber woher soll ihm auch noch Lebensfreude kommen? Haust jahraus jahrein mit seinen beiden Faktoten in seinem Felsenhorst und grübelt gewesenen Glanzzeiten nach. Deshalb ist er auch wohl soviel auf Tour.

„Hast recht, es ist noch soeben, eben Zeit, obchon es auch für mich viertel vor Zwölf ist. Wenn mal vierundeinhalb Jahrzehnte auf dem Buckel sitzen! Aber, Rolf, besinn auch Du Dich noch! Auch der Oktober hat noch seine Sonne. Das ist ja kein Leben, als Einspänner, so tot allein.“

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Aberein-kunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Groshlattengrün, Opf.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen Bayr.-Schwaben